5 Pfennig.

6 Uhr-Abendblatt

5 Pfennig.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981
Hauptfiliale: Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Burgstraße 7 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Ernst Eltester in Halle-S.

Nummer 227 — Halle, Sonntag den 20. August — 1916

12 feindliche Divisionen am 18. August geschlagen.

Erfolgreiche Gegenangriffe am Stochod.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 20. August.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Nördlich der Somme flaute die Kampftätigkeit allmählich ab. Bei Ovillers dauerten Nahkämpfe noch bis zum Abend an. Vereinzelte englische Angriffe sind nordwestlich von Pozières und beiderseits des Foureaux-Waldes abgewiesen. Nach den jetzt vorliegenden Meldungen haben am 18. August mindestens acht englische und vier französische Divisionen am Angriff teilgenommen.

Rechts der Maas wiederholte der Feind gestern abend seine Angriffe im Thiaumont—Fleury-Abschnitt. Er ist in das Dorf Fleury erneut eingedrungen, im übrigen aber abgewiesen. Nordwestlich des Werkes Thiaumont und im Chapitre-Walde blieben feindliche Handgranatenvorstöße ergebnislos.

Englische Patrouillen wurden bei Frouelles und nordwestlich von Lievin zurückgeschlagen. Wir machten bei Leintrey einige Gefangene.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Front des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg:

An der Beresina nordöstlich von Mjeschattischi wurden russische Uebergangsversuche vereitelt.

Beiderseits von Rudka-Czerwiszcze am Stochod ist das Gefecht mit feindlichen, auf das Westufer vorgedrungenen Truppen noch im Gange. In erfolgreichen Gegenangriffen wurden hier sechs Offiziere, 367 Mann gefangen genommen und sechs Maschinengewehre erbeutet.

Oestlich von Kisielin warfen wir die Russen aus einigen vorgeschobenen Gräben.

Front des Generals der Kavallerie Erzherzog Karl:

Nördlich der Karpathen keine besonderen Ereignisse.

Im Waldgebirge setzten deutsche Truppen sich in den Besitz der Höhe Kreta, südlich von Zabie, und wiesen starke feindliche Gegenangriffe an der Magura ab.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Biklista (südlich des Prespa-Sees) und Banica sind genommen. Nördlich des Ostrovo-Sees ist die serbische Drina-Division von den beherrschenden Höhen Dzemaat Jedi und Meierio-Tepesi geworfen. Gegenangriffe sind abgewiesen.

Oberste Heeresleitung.

Neuer glänzender Erfolg unserer U-Boote.

(W. T. B.) Berlin, 20. August. Durch unsere U-Boote wurden am 19. August in den Gewässern der englischen Ostküste ein feindlicher kleiner Kreuzer und ein Zerstörer vernichtet, ein weiterer kleiner Kreuzer und ein Linienschiff durch Torpedotreffer schwer beschädigt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

50 Tage Somme-Schlacht.

Westlicher Kriegsschauplatz, 19. August. Die Westschlacht, die heute 50 Tage währt, hat ihre Heftigkeit und ihr Grauen in der jüngsten Phase eher gesteigert, als vermindert. Die Feinde, die in dieser ganzen langen Zeitspanne ihrem Ziel nicht näher gekommen sind, haben auch diesmal keinen Erfolg von irgendwelchem Belang davongetragen. Die Grabenstücke, in die sie eindringen konnten, sind klein und der karge Gewinn ist mit beispiellosen Opfern an Menschenleben erkauft, überdies ist die Durchbruchsgefahr, die vielleicht beim ersten Ansturm drohte, längst beseitigt. Doch die Natur der Kämpfe ist fortwährend ernst und schwer die Arbeit der deutschen Verteidigung, unsäglich mühevoll. In der Nacht zum 18. August haben neue Angriffe von großer Wucht eingesetzt und gestern den ganzen Tag über sich wiederholt. Es ist nun im eigentlichen Sinne eine Schlacht zwischen Ancre und Somme geworden; denn ihre Front zieht sich in der Hauptsache von Thiepval am Ancre bis nach Clery hin, das am Scheitelpunkt des Sommebogen liegt. Nahezu auf dieser ganzen, lang hingezogenen Strecke sind die gegnerischen Vorstöße blutig abgewiesen worden. Vergeblich rannten die Engländer auf das Dorf Martinpuich an, das in deutscher Hand blieb. Nur zwischen Martinpuich und dem südwestlich davon gelegenen Pozières konnten sie ein kurzes Stück vordringen bis zum Delville-Walde. Weiter südlich ringen die Franzosen verzweifelt um Maurepas, sie kamen jedoch nicht weiter, als bis in die ersten Häuser des Dorfes, wie ihr Bericht selbst zugeben muß. Alles das kann weder die strategische Absicht des Feindes ihrer Erfüllung nähern, noch seine taktische Lage wesentlich verbessern. Zieht man die Summe, so ergibt sich abermals das Bild eines zurückgeschlagenen Gesamtangriffes, dessen furchtbare Verluste den eingesetzten Massen entsprechen.

Nicht anders steht es um die letzten Kämpfe im Ostabschnitt von Verdun zwischen Thiaumont, Cléry und Fumin-Wald. Man spürt an allen diesen Anstrengungen und an der rücksichtslosen Wut ihrer Stärke, daß dem Feinde alles daran liegt, eine Entscheidung zu erzwingen. Wie lange sie dieses Bemühen, bei dem sich Enttäuschungen auf Enttäuschungen häufen, fortsetzen wollen, steht dahin. (B. Z.)

(W. T. B.) Stockholm, 19. August. Im Aftonbladet behandelt ein militärischer Mitarbeiter das Ergebnis der fast zwei Monate währenden Offensive der Entente. Er schreibt:

Man sieht aus den englischen Verlustziffern für Offiziere, daß die Verluste, die das eroberte Gebiet gekostet hat, an Zahl ungefähr der Bevölkerung Stockholms gleichkommt. Die Zahl der gefallenen Offiziere beträgt 40 bis 100, ja 140 an einem Tage, und da 70 bis 80 Mann auf jeden Offizier kommen, so kann man auch die Mannschaftsverluste ungefähr berechnen. Die Zahl der Verwundeten ist drei- bis viermal so groß. Hat die Entente ein Recht zu ihrem optimistischen Glauben, auf diese Weise die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, oder haben die Deutschen recht, wenn sie die aufgehaltene Offensive als deutschen Sieg betrachten? Kann man annehmen, daß die Entente die Kraft hat, so Monat nach Monat fortzufahren? Ihre Truppen haben noch nicht die kleinste Stadt oder den kleinsten Eisenbahnknotenpunkt genommen. Bei diesem Schneckentempo würde der Krieg 30 Jahre dauern, bis man die deutsche Grenze in Lothringen erreicht hätte, und lange vorher wäre Frankreich entvölkert. Die Russen stehen eingeteilt zwischen den Karpathen und den deutsch-österreichischen Linien in Wolhynien. Ihr Vormarsch ist immer mehr zusammengeschrumpft. Man kann wohl auch hier mit vollem Grunde fragen: Entspricht der Gewinn den großen Opfern an Menschen? Deutschland steht jetzt mitten in der Erntearbeit. Man darf daher annehmen, daß es während des August den Krieg mit so wenig Truppen führt, wie die Heeresverwaltung ohne Gefahr es für möglich hält. Dann aber kann eine neue Entscheidung beginnen, und die Voraussetzungen für ihr Gelingen sind weit günstiger, als sie am Dunajec waren.

Brussilows gewagtes Spiel.

(T. U.) Bern, 20. August. Stegemann schreibt im „Bund" zur Kriegslage u. a.: Brussilow muß über gewaltige Heeresmassen verfügen, um die allmählich ins Uferlose geratenen Operationen zu speisen, die er als wagemutiger Spieler zwischen Pripet und Moldawa verfolgt. Eins ist gewiß, einen größeren und kühneren Feldzug hat Rußland noch nie unternommen. Dagegen waren die Operationen des Großfürsten in Ostpreußen, Polen und in den Karpathen vorsichtige und wohlbasierte Unternehmungen. Es ist möglich, daß Brussilow mit seiner gewaltigen Offensive, die er mit Glück und Kühnheit lenkt, noch weitere Erfolge hat. Es ist aber ebensogut möglich, daß er um den Erfolg verkürzt wird und höchstens remis macht.

Der italienische Heeresbericht.

(W. T. B.) Rom, 20. August. Im italienischen Heeresbericht vom 19. d. M. heißt es u. a.: Unsere Artillerie war hauptsächlich tätig im Fella-Tal, wo sie die Eisenbahn am Eingange des Seebachtales beschädigte. Die feindliche Artillerie beschoß die Stadt Görz. Einem auf dem Karst gegen den linken Flügel unserer Stellung unternommenen feindlichen Angriff wurde durch wirkungsvolles Eingreifen unserer Batterien schließlich ein Ende bereitet.

Bulgariens feste Politik.

(W. T. B.) Sofia, 19. August. (Bulgar. Telegraphen-Agentur.) Ministerpräsident Radoslawow gab in der Sobranje vor der Schließung der Parlamentssitzung die Erklärung ab, daß die Politik Bulgariens gegenüber seinen Verbündeten und gegenüber den neutralen Staaten so bleibe, wie sie sei, und daß im besonderen die Beziehungen zu den Nachbarn Griechenland und Rumänien dieselben bleiben, wie vor dem Eingreifen der bulgarischen Armee in den gegenwärtigen Krieg. Die Regierung hoffe, daß der durch die bestandenen Angriffe der Ententetruppen veranlaßte Vormarsch nicht andere Verwicklungen nach sich ziehen werde. Eine Anregung des Ministerpräsidenten, den tapferen Truppen dankbare Grüße zu entbieten, wurde mit begeisterter Zustimmung aufgenommen.

Die griechischen Wahlen.

(W. T. B.) Bern, 19. August. Einer Athener Meldung des Matin zufolge hat der griechische Unterrichtsminister an die griechischen Lehrer ein Rundschreiben erlassen, das ihnen jede Einmischung in den Wahlkampf verbietet.

Demselben Blatt zufolge hat die serbische Regierung die Stadtbehörden Korfus um Ueberlassung des Stadttheaters gebeten, wo die nächste Tagung der Stupschtina stattfinden soll.

Zwei italienische Generäle vor Görz gefallen.

(W. T. B.) Bern, 19. August. Bei den Görzer Kämpfen haben die italienischen Generäle Tancredi und Pittaluga den Tod gefunden.

Die Kämpfe in Ostafrika.

(W. T. B.) Amsterdam, 20. August. Nach einer Reutermeldung ist die Hafenstadt Bagamoyo in Deutsch-Ostafrika am 15. August vom englischen Marinesoldaten besetzt worden. General van Deventer rückt an der Zentraleisenbahn vor, und General Northey führt seinen Vormarsch im Süden aus, indem er den Feind zwischen seinen Truppenabteilungen und dem Hauptheere einschließt.

Truppenmangel in Südafrika.

(T. U.) London, 20. August. Wie der „Daily Telegraph" aus Johannisburg meldet, haben die Werbekommissionen von General Botha am Freitag eine Zuschrift erhalten, worin sie zur doppelten Anstrengung ermahnt werden, um die Armee des Generals Smuts auf voller Stärke zu erhalten und eine Verlängerung des Feldzuges zu vermeiden. Die Regierung wünscht ferner eine Verstärkung der Ueberseebrigade. Botha trägt sich mit dem Plan, persönlich einen Aufruf an das Volk zu richten.

Der amtliche österreichische Bericht.

(W. T. B.) Wien, 20. August. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz:

Heeresfront des Generals der Kavallerie Erzherzog Karl:

Auf der Magura, westlich von Moldawa, wurden mehrere Angriffe abgeschlagen. Deutsche Truppen nahmen den Berg Kreta in Besitz. An den Nordosthängen der Erna Hora wird weiter gekämpft. Nördlich vom Tartarenpaß scheiterten starke Vorstöße des Gegners. Südlich von Horozanka zersprengte unser Geschützfeuer eine vorrückende russische Kolonne.

Heeresfront des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg:

Bei Kisielin betrieben deutsche Truppen den Feind aus einigen vorgeschobenen Gräben. Bei Rudka-Czerwiszcze, wo die Russen auf das westliche Flußufer vorgedrungen sind, ist der Gegenangriff in allmählichem Fortschreiten. Der Gegner ließ 6 Offiziere, 367 Mann und 6 Maschinengewehre in der Hand der Verbündeten.

Italienischer und südöstlicher Kriegsschauplatz:

Keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Hoefer, Feldmarschalleutnant.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853278-191608206/fragment/page=0001

Das schwarze Aufgebot Frankreichs.

In Frankreich und England glaubt man das Ende Deutschlands nahe. Abwechselnd sind die heldenhaften Poilus oder Tommies, die die Hunnen und Boches zu Paaren treiben, und der Hunger die Ursache. Aber jedenfalls: mit Deutschland ist es ein für allemal aus! The starving Germany ist eine ständig wiederkehrende Notizüberschrift in den Blättern vom Schlag der „Daily Mail" und ihrer Nachbeter diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans. Nun, derartige Scherze kann man ja denen gönnen, die ein Interesse daran haben, den Dummen weiter die Dummen bleiben zu lassen. Das Erwachen aus der Verblendung wird um so unangenehmer sein, je krampfhafter man sich an vage Hoffnungen klammert.

Wie sehr man es in Frankreich nötig hat, sich über die Not der Zeit mit Zukunftshoffnungen rosigster Färbung hinwegzutäuschen, das geht klar und einwandfrei aus Mitteilungen des französischen Kolonialpresse hervor und aus einem Vortrag, der der frühere Kolonialminister Lebrun Ende Juni in Toulouse gehalten hat. Danach ist Frankreich jetzt so weit, daß es, um seine Wirtschaft notdürftig aufrechtzuerhalten, gezwungen ist, in ständig steigendem Maße farbige Arbeiter aus seinen Kolonien zu importieren!

Schon in Friedenszeiten war in gewissen Industriezweigen die Arbeiternot eine Erscheinung, die von Jahr zu Jahr verschärfte. Das Minengebiet von Brieh z. B. beschäftigte in den letzten Friedensjahren bereits nur 25 Prozent Franzosen gegen 75 Prozent Italiener, Elsässer usw. Aehnlich günstig lagen die Verhältnisse in anderen Teilen Frankreichs. Durch den Krieg ist man nun gezwungen, die Ausfälle an Arbeitskräften aus den Kolonien zu decken. Ein besonderes Gesetz ist bezüglich der Anwerbung, Verpflegung, Löhnung usw. dieser Arbeiter erlassen, von denen man Anfang Juni d. J. bereits 30 000 zählte. Je zur Hälfte entstammen sie Nordafrika und Indochina. In der Hauptsache werden die farbigen Arbeiter in den staatlichen und privaten Werkstätten beschäftigt, die Kriegslieferungen übernommen haben, aber auch sonstige Industrie verwendet mit staatlicher Unterstützung bereits zahlreiche Farbige. Neuerdings tritt die Presse in den landwirtschaftlichen Provinzen auch für den Import von Landarbeitern aus den Kolonien ein, so daß sich die Regierung bereits veranlaßt gesehen hat, die Massen-„Anwerbung" auch in Madagaskar und in anderen Schutzgebieten zu organisieren. Der Sanitätsdienst werde schon 8000 Annamiten beschäftigt. Wie stark die farbige Arbeiterschaft bereits in die nicht für den Krieg arbeitende Industrie eingedrungen ist, kann daraus geschlossen werden, daß in einzelnen Fabriken Südfrankreichs 40 Prozent der Arbeiterschaft Neger sind.

Es dürfte das erste Mal in der Geschichte sein, daß ein europäischer Staat bei seinen Kolonien um Menschen betteln gehen muß, um den eigenen Betrieb nicht zum Stocken kommen zu lassen. Bisher pflegte es umgekehrt zu sein! Das war ja gerade ein Hauptanreiz zum Kolonisieren, Raum in Ueberfee zu schaffen, für die Unterstützung der heimischen Wirtschaft durch Anlage von Plantagen mit Hilfe von Auswanderern, für die das Mutterland kein Brot mehr hatte. Frankreich aber plündert seine Kolonien aus, beraubt sie ihres besten Besitzes, der Menschen, um mit ihnen seine eigenen Söhne zu ersetzen! Saigner à blanc, weißbluten wollte man Deutschland lassen mit Hilfe der russischen Massenaufgebote, und jetzt gerät man in Verzückung, wenn wieder ein neuer Transport Annamiten oder Marokkaner ankommt, um das gefallene Söhne Frankreichs in den Werkstätten zu ersetzen. Ein widerwärtiger Kultus mit den schwarzen und gelben Menschen hat sich in Frankreich herausgebildet. In einem Parorismus perverser Hysterie schrieb neulich der Intransigeant:

„Wie schön, wie herrlich schön sind sie, unsere Schwarzen, wenn sie schmutzig und mit schweißüberströmten Gesichtern durch die Straßen ziehen. Die Hütte ab vor ihnen!"

Ernsthaft gefragt: kann ein Volk, das sich so erniedrigt, noch eine Zukunft haben? eine Möglichkeit, das Weltwolk zu bleiben, das es bisher noch schien? Die französischen Nöte und wie man sich mit ihnen abfindet, könnten uns an sich gleich sein. Aber die Sache hat doch noch eine Kehrseite. Schon vor Jahren ist der Plan einer riesigen schwarzen Armee in Frankreich ventiliert worden, weil der drohende Geburtenrückgang die Aussichten für die heimische Rekrutierung in recht düsterem Licht erscheinen ließen. Inzwischen sind die diesbezüglichen Vorschläge des Obersten Mangin über die Organisierung der Anwerbung in den Kolonien befolgt worden sind, ist niemals vollständig bekannt geworden. Tatsache ist aber, daß Frankreich während des Krieges rund 270 000 Soldaten in seinen Kolonien angeworben und auf den Kriegsschauplatz überführt hat, davon nach Lebrun allein 120—130 000 der militärisch hervorragenden Westafrikaner. Nach dem Krieg aber wird Frankreich doch ohne Zweifel an Menschen so arm sein, die Rekrutierung aus eigener Kraft wird ihm mindestens auf Jahrzehnte hinaus so erschwert sein, daß es alle Hebel in Bewegung setzen wird, um das große heimische Menschendefizit mit Hilfe seines Kolonialbesitzes wenigstens annähernd auszugleichen, und um nicht zur militärischen Macht dritten oder vierten Ranges herabzusinken. Hat es seine Kolonien schon früher stark unter dem Gesichtspunkt der Erlangung von Soldatenmaterial betrachtet und demgemäß organisiert, so würde es nach dem gewaltigen Aderlaß im Kriege hierin sicher nicht nachlassen. Westafrika und Französisch-Aequatorialafrika, die das beste urkräftige Soldatenmaterial geben, haben zusammen etwa 12 Millionen Einwohner, Marokko, Tunis und Algerien rund 10 Millionen, Madagaskar über 2 Millionen. Die größeren afrikanischen Kolonien bleiben mit ihrer Einwohnerzahl zusammengenommen also etwa nur um ⅓ hinter der Bevölkerung Frankreichs zurück und wären umstande, bei entsprechender Organisierung, Rekrutierungen von Soldaten zu liefern, möglicherweise also nicht weniger, als das Mutterland aufzubringen in der Lage wäre. Was die Verwendung schwarzer Truppen gegen unser Heer bedeutet hat, das haben uns die Berichte aus dem Felde gezeigt. Eine Summe von Bestialität und Grausamkeiten wird in Deutschland für immer mit dem Begriff „farbige Franzosen" verbunden bleiben, wie es schon bei unseren Vätern in Erinnerung an die Turkos von 1870 war. Und als militärisch durchaus nicht zu verachtende Gegner haben die afrikanischen Truppen Frankreichs sich auch in diesem Kriege wieder gezeigt. Hiebe es die nicht eine Sünde begehen an der Nachwelt, wenn man Frankreich auch in Zukunft gestatten würde, nach Belieben schwarze Truppen in seinen Kolonien aufzubieten, um sie bei erster Gelegenheit, wenn diese zur Neuanche günstig erscheint, auf unsere Brüder und Söhne loszulassen und den afrikanischen Tierinstinkten freien Lauf zu lassen? Fremdenlegion in Afrika und schwarze Truppen in Europa — diese beiden Erscheinungen müssen nun endlich einmal aus der Weltgeschichte verschwinden. Das Wie mag Sache unserer „Verantwortlichen" beim Friedensschluß sein. Wege dazu sind vorhanden, wenn der Wille da ist.

z.

„Bananen von Runciman".

Unter dieser eigenartigen Ueberschrift veröffentlicht der Mailänder „Avanti", wohl das einzige nicht vom Kriegstaumel ergriffene italienische Blatt, einen von beißendem Spott erfüllten Artikel über das Verhalten des englischen Handelsministers und über seine Konferenzen in Italien. Der Titel „Bananen von Runciman" stützt sich auf den von köstlicher Naivität und geographischer Unkenntnis zeugenden Rat Runcimans, Italien möchte, um sich dem englischen Geschmack anzupassen, vor allem Bananen pflanzen (!). In dem Artikel, der eine Zensurlücke von fünf Zeilen aufweist, heißt es u. a.:

Runciman verbrachte vier oder sechs Stunden in Mailand, zwei Stunden brauchte er im Hotel, um Toilette zu machen, und zwei bis vier weitere Stunden verwandte er dazu, um zu bankettieren und zu reden. Es scheint nicht, daß vier bis sechs Stunden einem Bürger genügen können, um sich über die Wünsche und die Gemütsverfassung einer Stadt zu unterrichten, selbst wenn dieser Bürger der klügste Minister und einer der Umsichtigsten im Lande wäre. Da jedoch Runciman ausdrücklich sagte, daß ihm diese Zeit genüge, um sich über die Wünsche Mailands zu vergewissern, will der Avanti ihm den Glauben schenken, er nicht Zweifel an der Aufrichtigkeit irgendeiner Person hege, umso weniger, wenn diese Person ein Minister des alleraufrichtigsten Englands sei. Der Avanti hofft sogar, daß die italienische Regierung zu derselben Feststellung und ihren praktischen Folgen komme werde, wie Herr Runciman, d. h. zur Kriegserklärung an Deutschland, wenn nämlich das italienische Volk, wie Runciman feststellte, nicht den Frieden wolle, sondern den Krieg und zwar den Krieg gegen Deutschland, wenn ferner dieser Krieg vom größten Bundesgenossen Italiens verlangte werde, demjenigen Bundesgenossen, der die Kohlen, Schiffe und Gelder in der Hand habe. Dann will der Avanti nicht einsehen, weshalb die jetzige italienische Regierung, besonders die demokratischen, zurzeit italienischen und reformistischen Ministers sich nicht beeilen, den Wunsch des italienischen Volkes und seines größten Verbündeten zu erfüllen. Es handele sich außerdem nur um eine äußere Formalität, wie der über Italien gut unterrichtete Herr Runciman sagte. Runciman verlangte von Italien nur zwei einfache, nur zwei kleine Dinge: den Krieg gegen Deutschland und die Unterwerfung Italiens unter die englisch-russisch-französische Wirtschaftsliga. Italien müsse sich dieser Liga unterwerfen, denn es werde wegen seiner wirtschaftlichen Lage den anderen Ententemächten geradezu tributpflichtig sein müssen. Mit brutaler Offenheit kennzeichnete Runciman diese Stellung Italiens. Der Avanti kommentiert dann die Aeußerung Runcimans, Italien solle sein Heil in den Bananenkulturen suchen, und bemerkte dazu: Wir wissen nicht, ob die Aeußerung Runcimans morgens erfolgte, oder in jenen Nachmittagsstunden, während der der Engländer vielleicht aus Angst, allzu offenbarig zu sein, gewohnheitsgemäß keine Geschäfte mehr abschließt. Sicher ist auf jeden Fall, daß der Rat zum Bananenexport geradezu unbegahlbar ist.

Die Lösung des wirtschaftlichen Problems zwischen England und Italien — so schließt der Avanti mit höhnenden Worten — wurde nur durch Runciman gefunden. Italien liefert England Zitronen, trockene Feigen, Mandarinen und Bananen, dem Preise die spanische, portugiesische und algerische Konkurrenz und die Konkurrenz der englischen Kolonien schlagen können. England liefert dagegen Italien außerhalb der Konkurrenz zu Preisen, die seine Großmütigkeit festiegen wird, Kohle, und Rohstoffe für seine Industrie.

Was man in Deutschland lernen kann.

Unter den vielen angeblich authentischen Berichten der englischen Presse über das Leben in Deutschland will die Schilderung eines neutralen Mitarbeiters der Daily News auf, die, wie das Londoner Blatt bemerkt, auf tatsächlich in Deutschland gemachten Beobachtungen beruht und die Uebertreibungen der Lebensmittelnot auf ein richtiges Maß zurückgeführt:

„Der Anblick, den Deutschland in Wirklichkeit bietet, ist so sehr von den hierüber im Ausland verbreiteten Meldungen verschieden, daß sich vollkommen verblüfft war, als ich die Ruhe sah, die im ganzen Lande herrscht, und das feste Vertrauen, das allen Bevölkerungsschichten innewohnt. Die Felder wogten überall von Getreide, allerorts machte die Heuernte den besten Eindruck. Auch die Obsternte scheint vorzüglich gewesen zu sein. In den Berliner Läden sah ich ganze Berge von Kirschen und anderen Früchten, und die Sammlung der Kerne zur Oelgewinnung erscheint durchaus nicht lächerlich, sondern zweckmäßig. Ueberhaupt erweckt die Art, wie die ganze deutsche Nation haushalten weiß, das allergrößte Interesse. Man kann hier lernen, welche Möglichkeiten im Frieden nicht beachtet wurden, und man ist fast erstaunt darüber, wieviel man früher vergeudete. Deutschland lebt gegenwärtig zurückhaltend und vorsichtig, bis die Ernte glücklich eingebracht sein wird. Die Blockade-Politik hat sicherlich mancherlei Einschränkungen notwendig gemacht, doch sie ist nicht imstande, den Verlauf des Kriegeswirtschaftslebens zu influenzieren. Im Gegenteil hat es eine wunderbare erzieherische Wirkung, daß alle Kreise sich in gleicher Weise in die Lebensmittel teilen müssen. Zwar kann der Reiche sich auch heute mancherlei Luxus gestatten, aber in allem Notwendigen sind die Deutschen einander gleichgestellt. Es ist eine ausgezeichnete Lehrzeit. Die Hausfrau lernt einfache und praktische Art der Wirtschaft, und das ganze Volk lernt die Kunst, auch mit Wenigem zufrieden zu sein. Fast täglich tauchen neue Methoden auf, die manchen Mangel ersetzen. Auch das System der Volksernährung scheint ausreichend zu sein. In der Speisehalle für Arbeiterinnen, die ich besuchte, war das Essen ausgezeichnet zubereitet, vorzüglich in der Qualität und auch genügend in der Menge."

Kriegsallerlei.

Die Rentabilität des Handels-U-Bootes.

„Corriere della Sera" gibt folgende Aufstellung über die Rentabilität des Handels-U-Bootes:

Die „Deutschland" kann 750 Tonnen Ladung einnehmen. Gesetzt, daß sie auf der Rückreise von Amerika nach Bremen eine volle Kautschukladung führt. Der Kautschuk wertete am 1. Juli in Newyork 15,50 Franks das Kilo, aber in Hamburg 61,50 Franks, was also einen Unterschied von 46,00 Franks pro Kilo ergibt oder für 750 Tonnen von 34½ Millionen. Rechnen wir davon 600 000 Franks Kosten und 50 000 Franks Versicherungsgebühr und schlagen wir selbst auf diese hohe Summe 100% auf, so bleiben doch 33 Millionen Reingewinn übrig, was unter Abzug von 10 Millionen Baukosten einen Ueberschuß von 215% auf einer einzigen Fahrt übrig läßt. Man sollte also nur nicht von Bluff reden. Die Deutschen sind gute Rechner!

Die „Lousitania"

soll nun doch noch gehoben werden. Wenigstens will man den Versuch dazu unternehmen, nachdem sich herausgestellt hat, daß das wertvolle Schiff nur in einer Tiefe von etwa 120 Meter liegt. Zu diesem Zweck hat sich die „Interozeanische Ingenieurgesellschaft" in Newyork mit den beteiligten Versicherungsgesellschaften vereinigt. Sollte eine Hebung sich als unmöglich erweisen, so soll versucht werden, einzelne Gegenstände aus dem Schiffe zu bergen. Alle Hilfsmittel der Wissenschaft und Technik wird man dabei zur Anwendung bringen.

Kriegshumor.

Löwen-Bändigungsmittel. Ich war Zeuge folgenden Gesprächs zweier siebenjährigen Jungen, die vor dem Löwenkäfig standen: „Du, Fritz, was würdest du jetzt tun, wenn plötzlich der Löwe ausbrechen würde?" — „Ich würde rasch auf einen Baum klettern", sagte der Andere, „und ich würde ihm geschwind meine Briefmarken hinwerfen!" (Jugend.)

Auch ein Wunsch. Soldat im Schützengraben: „Jetzt möcht ich bloß: Frieden sollte sein, noch drei Jahr soll' man im Unterstand leben und die Liebesgaben sollten wir immer weiter kriegen.

Realpolitik. „Du studierst doch Anatomie, Klärchen. Wo ist eigentlich der Sitz der Liebe?" — „Im Portemonnaie."

In den Kämpfen an der Somme.

1. Das zerstörte Mametz. 2. Zerstörte Häuser in Biaches. 3. Kirchenruinen von Becourincourt.

Auf der Trümmerstätte von Ovillers.

Ovillers — wieder und wieder ist der Name dieses Dorfes in den Generalstabsberichten über die Sommeschlacht genannt worden, in der es eine große Rolle gespielt hat. Heute ist dieses Dorf, wie so viele andere im Anrarifsgebiet der Westmächte, vom Erdboden verschwunden, spurlos — so darf man sagen, ohne zu übertreiben.

Ein Kriegsberichterstatter der „Times" hat jüngst die Trümmerstätte von Ovillers aufgesucht und schildert in einem langen Briefe nun, wie die Ortschaft aussieht, nachdem die Engländer sie aus den Händen der Deutschen „befreit" haben. Er kam auf der Straße von Albert her. Hier ist die ganze Erdoberfläche in Granattrichtern zerfetzt und von Grabenlinien zerschnitten, die wegen des Kalkbodens alle schneeweiß aussehen. Die einzigen Strecken Landes, die nicht von Werkzeugen oder Geschossen zerstört sind, sind fast völlig kahl; nur ab und zu findet man eine Winde oder eine Kamille. Vor sich sieht man auf einem Hügel ein paar zerfetzte Baumstümpfe, und dann, durch ein oder zwei zerschossene Aeste herabhängen. Das ist das Dorf Ovillers. Von der Straße aus folgt man nach links dem deutschen Graben, oder vielmehr dem, was noch davon übrig geblieben ist. Er ist fast völlig eingebnet; die Bestandteile der Brustwehr sind umhergestreut, überall liegen Patronen, Patronenhülsen, Mündungen und Granatsplitter, und wohin der unheimliche Trümmerstätte, die in ein grauweißes Staubkleid gehüllt ist, zittert die Luft im Sonnenschein, dessen warme Strahlen vom Kalk zurückgeworfen werden. Ein deutscher Wegweiser ist hier durch eine Laune des Schicksals erhalten geblieben. Er trägt die Aufschrift: „Nach Posières." Beim Absuchen der Gegend kommt man schließlich an ein Loch im Boden, das wie ein Keller aussieht und von Ziegelsteinen eingefaßt ist. Es muß ein Keller sein, über dem sich vormals ein Haus erhob. Von den Wohnhäusern ist nichts übrig geblieben, als zwei oder drei solche Kellerlöcher, alles, was oberhalb des Bodens war, ist verschwunden, zerschmettert und nach überallhin zerstreut. Von einer Stelle des Dorfes reden die Engländer noch heute als von der „Kirche". Die Landkarten verzeichnen an dieser Stelle tatsächlich eine Kirche, aber wenn man sie aufsucht, entdeckt man nichts mehr, als ein verschwindend kleines Bruchstück einer Mauer, und wären nicht daneben zwei erhaltene Gräber, man könnte auch nichts entnehmen, daß hier einst eine Kirche gestanden hat. Ein Zufall hat die Gräber vor den Granaten bewahrt; wären sie und der Mauerrest nicht vorhanden, so wäre in der ganzen Ortschaft Ovillers oberhalb des Bodens nichts, was die ehemalige Dorfstätte von der verwüsteten Umgebung unterscheidet. Unterhalb der Erdoberfläche ist es nicht so. Außer den wenigen Kellern sind dort noch die erstaunlich gut ausgebauten Unterstände erhalten geblieben, in denen die Deutschen sich aufgehalten haben. Der Engländer besichtigte einige, darunter den Verbandsunterstand, den er als „wunderbar gebaut" bezeichnete. Er hatte nicht nur einen Ausgang nach dem Schützengraben zu, sondern noch eine zweite Tür, die nach einem Wege führte, auf dem eine kleine Bahn zur Beförderung der Verwundeten nach rückwärts verkehrte. Innerhalb der Dorfstätte folgte der Engländer den Linien der Schützengräben. An welcher Stelle er das Dorf verließ, vermochte er nicht anzugeben. Zur Rechten zeigte ihm ein Offizier, der ihn begleitete, das Dorf Posières, zur Linken, in etwas größerer Entfernung, Thiepval. Er konnte aber weder von dem einen Dorfe noch von dem anderen irgend etwas erkennen.

Shackleton im Südpolarmeer.

Endlich sind einige genauere Nachrichten über den Verlauf der letzten Forschungen ihr schon gegeben, und es ist fast als ein Wunder anzusehen, daß er überhaupt lebend mit einigen Begleitern aus der Eiswüste wieder auftauchte, während der größere Teil seiner Mannschaften dort zurückbleiben mußte und entweder schon erlegen ist oder neue, und so fand der zweite Sommer die Expedition noch immer auf der Eisscholle, die sich nun trotzdem verteilerte. Im März 1916 war sie nur noch 100 Quadratmeter groß. Unterdeß waren natürlich auch die Nahrungsmittelvorräte knapp geworden, so daß die meisten Hunde geschlachtet und die Abfälle verteilert werden mußten. Die Jagd konnte nichts liefern, da sich außer wenigen Seehunden kein Getier zeigte. Am 23. März tauchten fern die Spitzen der Insel Elephanten auf, ohne daß die geringste Hoffnung bestand, über den sie umgürtenden Eispanzer dorthin zu gelangen. Dasselbe galt von der 2 Wochen später gesichteten Clarenceinsel, der Südshetlandsgruppe. Am 8. April ging die Eisscholle, auf der Trümmer, und die Polarflieger mußten sich nun auf Gedeih oder Verderb ihren kleinen Booten anvertrauen. Mit ihnen in dem durch Sturm zerklüfteten Südpolarmeer bevorstehes Land zu erreichen, konnte eigentlich nicht ernsthaft erwogen werden. Wenigstens konnte am 15. April die Elefanteninsel gewonnen werden, die aber in ihrer Unbewohnbheit noch keine Rettung bedeutete. Infolgedessen ließ Shackleton 22 Mann hier in einer Steinhütte zurück und versuchte mit nur vier Leuten die Süd-Georgien zu gelangen, das rund 1300 Kilometer entfernt lag. Nach einer Fahrt von fast 3 Wochen gelang es tatsächlich über das sturmbewegte Meer die Insel zu erreichen. Dann ist es ihnen auch gelungen, den ersteigenden Gletscher hinweg nach der Walfangstation auf der Nordseite durchzustoßen. Der Forscher und seine Begleiter waren nun gerettet aber alle diesbezüglichen Versuche, die auf der Elefanteninsel zurückgebliebenen Leute zu holen oder ihnen auch nur Proviant zukommen zu lassen, sind fehlgeschlagen. Die Expedition muß daher als gescheitert angesehen werden, da ihr eigentlicher Plan über den Südpol hinweg nach dem Viktorialand das Südpolargebiet zu durchqueren, nicht einmal in Angriff genommen werden konnte. Auch das Schiff „Aurora", das unterdeß auf der anderen Seite von Antarktis in den Gebieten des Ross-Eises Proviantniederlagen für Shackleton schaffen sollte, ist vom Mißgeschick verfolgt gewesen und mußte gleichfalls eine größere Anzahl von Leuten in bedenklicher Lage im ewigen Eise zurücklassen. Also ein nicht überraschendes, aber immerhin als Bestätigung früherer Erfahrungen nennenswertes Ergebnis mag noch erwähnt werden, daß die Drift der Schiffe in beiden Gebieten des Südpolarmeeres rechtsgehende Strömungen also von Osten über Süden nach Westen, festgestellt haben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853278-191608206/fragment/page=0002